

Was nicht ist, aber sein könnte. Vom Möglichkeitssinn

Susanne Niemeyer, Autorin www.freudenwort.de

1.

Am Morgen steht der Paketbote vor meiner Tür. Er mag mich nicht besonders, weil ich im dritten Stock wohne. Trotzdem steigt er jedes Mal die Treppen hinauf. Das rechne ich ihm hoch an. Diesmal türmt sich hinter ihm das größte Paket, das ich jemals in meinem ganzen Leben gesehen habe.

„Hier“, keucht er, „die Welt. Machen Sie damit, was Ihnen gefällt. Bitte quittieren.“

Ich stehe auf Socken in meiner Tür und denke: Das gibt es doch gar nicht. Sowas ist mir ja noch nie passiert. Ich kriege sie kaum in meine Wohnung hinein, und dann sitze ich mit dieser Welt, die jetzt meine ist, in der Küche und frage mich: Was fängst du bloß mit ihr an? Man will ja nichts falsch machen. Unschlüssig knibbele ich an der Verpackung. Welt, steht da. Lieferung an alle Haushalte. Zur freien Verwendung.

Aiaiai, denke ich. Das kannst du doch gar nicht. Da müsstest du schon Kaiserin oder Astrophysiker oder Gott sein oder wer auch immer den besten Überblick hat.

Andererseits: Wo sie schon mal da ist, sollte ich etwas aus meiner Welt machen. Wäre doch schade, sie einfach ungenutzt liegen zu lassen.

Lassen Sie uns über den Möglichkeitssinn reden. Über das, was sein könnte. Sie kennen das Spiel: Wenn eine Fee vor dir stünde und du hättest drei Wünsche frei – was würdest du dir wünschen?

Die Oberschlauen antworten: 1.000 neue Wünsche. Wenn ich die Fee wäre, ich würde auf dem Absatz kehrt machen. Nicht, weil die Antwort so tricky ist. Sondern weil ich glaube, dass sie das eigentliche verschleiert. Nämlich, dass da jemand nicht die geringste Ahnung hat, was er sich wünschen soll. Aber viel soll es trotzdem sein.

Man braucht Phantasie um glücklich zu sein. Vor allem glaube ich, man braucht Phantasie.

Ich glaube, das Anderswo findet hier statt. In diesem Moment. Draußen auf der Straße genauso wie drüben im Krankenhaus. Oder eben in meiner Küche. Jedenfalls in theoretisch. Weil ich in meiner Küche nicht geschlagen werde

und nicht bombardiert. Weil meine Küche zwar renovierungsbedürftig ist, aber eher aus kosmetischen Gründen. Weil ich in keiner anderen Küche etwas zu finden erwarte, dass ich in meiner eigenen nicht ebenso finden könnte. Die Welt kann mir zu Füßen gelegt werden – es nützt nichts, wenn ich nichts damit anzufangen weiß.

Es gibt eine alte Legende: „Es waren einmal zwei Mönche, die lasen miteinander in einem alten Buch, am Ende der Welt gäbe es einen Ort, an dem Himmel und Erde sich berührten und das Reich Gottes begänne. Sie beschlossen, diesen Ort zu suchen und nicht umzukehren, ehe sie ihn gefunden hätten. Sie durchwanderten die Welt, sie bestanden unzählige Gefahren, erlitten alle Entbehrungen, die eine Wanderung durch die ganze Welt fordert, und alle Versuchungen, die einen Menschen von seinem Ziel abbringen können. Eine Tür sei dort, so hatten sie gelesen. Man brauchte nur hineinzugehen und befinde sich im Reich Gottes.

Schließlich fanden sie, was sie suchten. Sie öffneten die Tür, bebenden Herzens traten sie ein.

Da standen sie zu Hause in ihrer Klosterzelle und sahen sich gegenseitig an. Da begriffen sie: Der Ort, an dem das Reich Gottes beginnt, befindet sich auf der Erde, an der Stelle, die Gott uns zugewiesen hat.“

Wer Janoschs „O wie schön ist Panama“ gelesen hat, ist damit ohnehin vertraut.

Ist Panama das Land unserer Träume? Janosch sagt: ›Das ist es zweifellos. Aber Panama reicht gerade einmal von meiner linken Hand bis zu meiner rechten Hand. So klein ist es, da habt ihr auf eurem Sofa mehr Platz!‹ Also bleiben sie gerne auf dem Sofa.«

Ich bin nicht grundsätzlich gegen das Weggehen. Aber man nimmt sich halt immer mit. Deswegen lohnt sich vor jedem Kofferpacken die Frage, was ich eigentlich suche.

„Halt an, der Himmel ist in dir. Suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für.“ Das wusste Angelus Silesius schon im 18. Jh.

Irgendwie wird man immer wieder auf sich selbst zurückgeworfen. Das ist einerseits ganz gut, weil ja nicht jeder nach Panama reisen kann. Allein schon aus finanziellen Gründen. Andererseits könnte es aber auch die schwierigere Aufgabe sein, den Himmel in sich selbst zu finden. Weil es ja immer irgendetwas gibt, dass einem nicht gefällt. Weil es immer irgendetwas zu beklagen gibt.

Ich zum Beispiel habe schätzungsweise 157.673 Sommersprossen. Ungefähr. Aber die Zahl tut nichts zur Sache, weil sie sowieso niemand widerlegen kann.

Fakt ist: Ich habe Sommersprossen, und es sind viele. Als ich klein war, riet meine Großmutter – Gott hab' sie selig – sie mit Hühnerurin zu behandeln. Ich wollte das nicht, denn erstens schien mir das ziemlich ekelig und zweitens war mir bis zu diesem Zeitpunkt gar nicht klar, dass sie behandlungsbedürftig sind. Ich fand sie ganz lustig.

Erinnern Sie sich an die Geschichte von Pippi Langstrumpf?

- Lesen-

Sommersprossen sind heute, glaube ich, rehabilitiert. Dafür gibt es neue Diktate: Schäm dich für Haare an den Beinen. Bring dein Tattoo niemals am unteren Rücken an. Sei schlank. Trag ein Handy mit dir herum, aber nicht am Gürtel.

Es ist verlockend zu denken, WENN ich keine Sommersprossen hätte, wäre alles anders. WENN ich schlanker, ungebundener, verheirateter oder was-auch-immer-wäre. Glaube ich nicht.

Ich glaube, in 9 von zehn Fällen sind solche Wenn-Sätze willkommene Entschuldigungen dafür, nicht glücklich zu sein. Und außerdem ist es eine Frage der Sicht. Ich erinnere mich, dass es bis etwa zu meinem 20.

Lebensjahr kein Problem war, behaarte Beine zu haben. Niemanden hatte das gestört, jedenfalls nicht in Deutschland.

Wenn Sie mich jetzt der Schönfärberei bezichtigen, haben Sie Recht. Ich finde, das ist nicht die schlechteste aller Ideen: Die Dinge schön zu färben. Etwas Schönes zu entdecken, bedeutet doch vor allem, es auf eine bestimmte Weise anzusehen. Es gibt Schönheit, die offenbart sich unmittelbar: Ein Lavendelfeld, ein Tiger, der Schimmer eines Mondsteins, eine saftig rote Erdbeere. Da kann auch der Phantasieloseste mitgehen. Die Kunst dagegen ist es, etwas so zu sehen, wie es noch kein anderer gesehen hat. Entdeckerin zu sein.

Manchmal sitze ich also an tristen Orten und suche nach einem Zipfel Schönheit. Bushaltestellen zum Beispiel können sehr hässlich aussehen. Straßenunterführungen, Bahnhofshallen, Schulflure, KFZ-Zulassungsstellen und 70er-Jahrebauten im allgemeinen ebenso. Das sieht man auf den ersten Blick. Aber damit will ich mich nicht begnügen. Ich will eine Entdeckerin sein, und deshalb suche ich jeden Blickwinkel nach Schönheit ab. Je trister, desto spannender. Zunächst kann man gucken, ob es Gänseblümchen oder Löwenzahn gibt, den Löwenzahn geben selbst einem Rollfeld etwas Heiteres. Vielleicht geht auch just in diesem Moment die Sonne unter und taucht alles in ein warmes Licht.

Wenn das aber nicht der Fall ist, wird es spannend. Dann gilt es, neu zu

sehen, anders sehen. Eine Farbe. Eine Struktur. Rost, der leuchtet. Ein Quadratzentimeter, der sich abhebt.

10 hässliche Sachen, die schön sind

1. Der Regenbogen in einer Öllache
2. Die Lichter auf einer regennassen, sechsspurigen Kreuzung
3. Muttermale am richtigen Fleck
4. Der glänzende Panzer eines Mistkäfers
5. Jeder einzelne Buchstabe eines hässlichen Wortes (Eiter, Hass)
6. Spinnennetze (mit Tau)
7. Der sich kräuselnde Rauch einer Zigarette
8. Scherben, die durch Sand und Wellen zu Glassteinen geworden sind
9. Die pelzige Oberfläche von Schimmel
10. Quallen (im Wasser schwebend, nicht an Land)

Schönfärberei in einem positiv verstandenen Sinn bedeutet, die Augen vom Diktat der Mehrheit zu befreien. Es gibt keine Din-Norm für Schönheit.

Schönfärberei bedeutet, den geheimen Kern einer Sache zu entdecken. Oder eines Menschen. Neugierig bleiben. Sich nicht blenden lassen, schon gar nicht davon, wie etwas zu sein hat. Schönfärberei bedeutet aber auch, das Potential einer Sache, einer Situation oder eines Menschen zu sein. Das, was sein könnte.

Wenn man damit nicht weiterkommt, gibt es eine zweite Möglichkeit zur Verwandlung. Ich stelle mir vor, wie es sein müsste, damit ich es schön finde. Vor meinem geistigen Auge gestalte ich die Realität um. Jetzt können Sie wieder sagen: Das ist doch Realitätsflucht. Ich glaube nicht. Es ist der Anfang der Veränderung. Wer keine Idee hat, ändert nichts.

Murmelgruppen: Lassen Sie uns doch dieser Frage mal nachgehen. In Murmelgruppen. Finden Sie sich zu sechst zusammen. Als Anregung habe ich hier ein paar ungewöhnliche Fragen für Sie. Was-wäre-wenn-Fragen. Fragen, die den Möglichkeitssinn aufrufen.

Vergessen Sie dabei am besten, was richtig wäre. Lassen Sie Ihre Phantasie laufen und Ihre Sehnsucht auch.

2.

Ich glaube, die Sehnsucht nach dem Anderswo ist in den meisten Fällen die Sehnsucht nach dem Anderswie. Das klingt komisch, das Wort ist ungewohnt.

Anderswie steht aber tatsächlich im Duden, Häufigkeit: selten. Vielleicht weil es einfacher ist, den Ort zu wechseln als den Ort zu verändern. Man kann immer hoffen, dass es irgendwo anders besser ist. Das Hier zu verändern, ist mühevoller und meistens auch langwieriger. Außerdem könnte es sein, dass man sich am Ende gleich mitverändern muss.

Als dritte Möglichkeit bleibt natürlich, alles so zu belassen wie es ist. Seine Sehnsucht zu begraben und sich zu arrangieren. Weil es keine Garantie gibt, dass das Anderswo oder das Anderswie besser ist. Vielleicht ist es schlimmer? Das Andere kann ja auch erschrecken. Weil man es nicht vorausberechnen kann. Weil die Erfahrungswerte fehlen. Weil man kein Risiko eingehen möchte.

Herr Möchtegern zum Beispiel ist ein kleiner Mann, der einen Anzug in Salz und Pfeffer trägt. Auf Salz und Pfeffer sieht man nämlich keine Flecken und Herr Möchtegern hasst Flecken, weswegen er auch keine Spaghetti isst. Jedenfalls nicht mit Tomatensauce. Er kann sie nicht ordentlich auf eine Gabel drehen und beim Üben würde er sich wahrscheinlich ziemlich bekleckern, also lässt er es.

Herr Möchtegern tut nur Sachen, die man nicht zu üben braucht: Schlafen, aufstehen, Brot mit Scheibenkäse essen. Das klappt ganz gut, auch wenn es manchmal etwas langweilig ist.

Vor langer Zeit hatte Herr Möchtegern mal erwogen, eine Frau zu freien oder ein Segelboot zu steuern oder sich für ein Studium zum Hoch- und Tiefbauingenieur zu bewerben. Aber dann hatte eine Stimme geflüstert: Das kann schiefgehen. Und damit hatte sie ja Recht. Deshalb ließ er es sein.

Herrn Möchtegern geht immer mehr auf, wie unendlich viele Dinge im Leben schiefgehen können, selbst eine Topfpflanze kann eingehen, und man weiß nicht, warum. Herr Möchtegern will das vermeiden, deshalb beschließt er, auf Topfpflanzen zu verzichten und auf Frauen und auf Fußballspiele (sowie alle anderen Spiele) und auf einen Führerschein (du lieber Himmel – was kann man im Straßenverkehr nicht alles verkehrt machen!) und auf so manches andere auch. Es werden mehr und mehr Dinge, an denen Herr Möchtegern Angst hat, zu scheitern, aber er sagt sich: Davon lasse ich mich doch nicht kleinkriegen und stellt sie ein.

Zuletzt stellt er das Trinken ein, weil er Angst hat, sich zu verschlucken. Armer Herr Möchtegern! Ohne Trinken kann niemand leben, und so stirbt er, noch bevor er richtig gelebt hatte. Was irgendwie auch ein Scheitern ist.

„Seien wir ehrlich, leben ist immer lebensgefährlich“, hat Erich Kästner gesagt. Deshalb würde ich sagen: Einfach anfangen. Womit auch immer. Gut: Das soll kein Aufruf sein, sich in waghalsige Aktiengeschäfte zu stürzen oder ohne Seil

den Mount Everest zu besteigen. Aber bei den alltäglichen Dingen, da kann doch gar nicht soviel schief gehen. Man kann sich fragen: Was ist das größtmögliche Risiko? Was ist das Allerschlimmste, das passieren kann? Ein Fleck auf der weißen Weste. Naja.

Und wenn etwas wirklich nicht klappt: Hoch lebe Plan B! Er führte viel zu lange ein Schattendasein. Plan B, das sind Patchworkfamilien. Camping an der Müritz statt Trecking in Mexiko. Balkon statt Garten, Ole statt Martin, Gummistiefel statt Flip-Flops. Schuldnerberater statt Wirtschaftsanwalt. Kaiserschmarrn statt Pfannekuchen.

Plan B ist die Antwort des Lebens, wenn das Leben nicht so spielt, wie ich es geplant hatte. Schokolade ist aus, nehmen Sie Maracuja. Muss nicht schlechter sein, ist nur anders.

Mir waren schon immer diese Coachs suspekt, die fragten, was ich in zehn Jahren machen will. Woher soll ich wissen, was das Leben so vorhat?

Die halbe Bibel ist ein Plan B. Ich weiß, der Satz ist gewagt. Aber: Denken Sie ans Paradies. Die Sache war schnell gescheitert, aber draußen kann man auch ganz gut leben. Denken Sie an die Sintflut. Die ganze Menschheit wollte Gott vernichten. Im zweiten Anlauf beschloss er: Doch keine so gute Idee. Und schließlich Jesus: Endete am Kreuz.

Manche sagen, Gott habe das alles genau so gewollt und geplant. Glaube ich nicht. Ich glaube, all diese Geschichten zeigen, dass Gott ein Meister des Plan Bs ist. Er kann aus dem größten Mist Gutes machen. Hoffnung siegt über Resignation. Mit Plan B kommt man durchs Leben. Weil es immer weiter geht. Weil es Verwandlung gibt.

Manche nennen das Auferstehung.

3.

Gott hat ja auch eine Menge mit dem Möglichkeitssinn zu tun.

Schauen Sie doch mal Ihren Nachbarn an. Oder Nachbarin. Sie können das ganz verstohlen tun. Und stellen Sie sich vor: Da sitzt Gott.

Sieh an. Sie hat eine Dauerwelle. Er trägt einen Pullunder. Oder noch irritierender: Er schaut ganz schön mürrisch. Aber: wenn Gott überall ist, dann muss er auch in ihrer Sitznachbarin sein. Ziemlich nah also.

Ich bin nicht die erste, die diese Idee hat. Ignatius von Loyola sagt: Gott kann man in allen Dingen finden. Das kann ganz schön verstörend sein.

Als ich 12 war, ging ich zum Konfirmandenunterricht weil alle dahin gingen und es außerdem die Aussicht auf eine Stereoanlage gab. Ich saß 2 Jahre in einer Bank, schwänzte so oft es ging und versuchte, Paulus, Paul Gerhardt und Martin Luther auswendig zu lernen. Das war sehr mühsam. Ich war nicht dumm, aber ich verstand kein Wort. In der letzten Konfirmandenstunde durften

wir dann Fragen stellen. Ich sagte, ich wisse nicht, ob ich an all diese Dinge glaube, die da 2 Jahre gehört habe, weil ich die Hälfte nicht verstehe. Ich fragte die Frage aller Fragen, was das denn mit meinem Leben zu tun habe. Der Pastor nickte und nahm den nächsten dran. Eine Antwort gab er nicht. Dieses Erlebnis hat mich geprägt. Ich dachte, jetzt erst Recht. Jetzt will ich es wissen. Gibt es Gott? Und wenn ja – wo ist er?

Es begann eine Reise über muffige Jugendkeller, ich traf in Zungen redende Charismatiker, ging zu Kirchentagen – und auch mal auf einen Katholikentag, begegnete mit Verboten besetzte Evangelikale, las schulddurchtränkte Schriften, bei denen es einem ganz blümerant wurde, ich versuchte ignatianische Exerzitien und meditierte in Klöstern, ging den Jakobsweg, las mit leuchtenden Augen historisch-kritische Bibelauslegungen, sang genauso bewegt Taizélieder und fand das die aufregendste Reise meines Lebens. Sie dauert übrigens noch an.

Überall hielt ich Augen und Herz offen, ob ich Gott wohl erblicke und manchmal schien er tatsächlich irgendwo dazwischen zu sein. Sicher konnte ich mir nie sein und immer wenn ich dachte: Jetzt hab ich ihn, da war er wieder weg. Immer dann, wenn mein Denken zu eindimensional wurde, führte es in Abgründe und in Sackgassen. Ich hatte Bonhoeffer verstanden: „Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht.“ Wenn ich meine, Gott zu haben, ist er mir längst entglitten.

Mit Gott zu rechnen, ist ein Experiment. Aber es hat nichts mit Mathe zu tun. Die Gleichungen gehen anders. Mit Gott zu rechnen heißt, zuallererst einmal so zu tun, als ob es ihn gibt. Beweisen kann man das nicht. Ein Gott, den man beweisen könnte, wäre kein Gott.

Aber ich finde, es gibt einen ganz einfachen Grund für den Glauben an Gott: es macht das Leben schöner.

Es gibt vier Möglichkeiten: Sie glauben an Gott und am Ende stellt sich heraus: Es gibt ihn nicht. Dann könnten Sie beleidigt sein, aber wer tot ist, ist nicht mehr beleidigt, das heißt: Sie haben ihr Leben mit einer angenehmen Aussicht verbracht. (Jedenfalls dann, wenn sie keine Angst vor der Hölle hatten. Aber das ist ein anderes Thema). Oder sie glauben an Gott und am Ende gibt es ihn: Hauptgewinn – der Himmel ist Ihnen, wie auch immer er aussieht, sicher! Sie haben ihr Leben in großem Vertrauen gelebt und darüber hinaus geht es sogar noch weiter.

Zu glauben hat also eindeutig keine Nachteile, während nicht zu glauben dann fatal war, wenn sich herausstellt, dass es tatsächlich einen Gott gibt. Was tun Sie dann? Bleiben Sie weiterhin stur bei Ihrer Meinung, weil sie Recht behalten wollen? Dann fiele für Sie der Himmel wohl aus.

Das ganze nennt sich die „Pascalsche Wette“. Blaise Pascal war

Mathematiker und Physiker, er lebte im 17. Jahrhundert und er plädierte dafür, zu tun als ob. Mathematisch könnte man sagen: Er stellte ein Axiom auf, eine Grundannahme und schaute, was passiert.

Ich erzähle Ihnen eine Geschichte dazu:

Vom Himmel

In einer Nacht im Juli, in einer ganz normalen Nacht, in der die Grillen zirpen und die Gräser rauschen, sterben ein Mann, eine Frau und ein Kind.

Dunkelheit umfängt sie und keiner von ihnen weiß, was werden wird. Sie sind schließlich noch nie gestorben. Nach einer Weile gewöhnen sich ihre Augen an die Schwärze und am Ende, ganz am Ende ihres Blickfeldes meinen sie, ein Licht zu erkennen.

„Sicher eine Sinnestäuschung“, denkt der Mann.

„Ganz schön weit weg“, denkt die Frau.

Das Kind denkt gar nichts, es geht einfach los.

Wenn man in der Dunkelheit einem einzigen Licht folgt, kann man sich nur schwer verirren. Es ist ja sonst nichts da. Deshalb, und weil ihnen nichts anderes übrig bleibt, gehen auch der Mann und die Frau los.

Sie kommen an ein Haus. Es ist aus Träumen erbaut. Seine Fenster strahlen golden. Die Tür steht offen. Über der Tür hängt ein Schild. „Himmel“ steht darauf.

„Wie albern“, denkt der Mann. Er war sein Leben lang pragmatisch veranlagt und dachte nicht daran, das jetzt aufzugeben. „Als ob der Himmel ein Haus sein könnte. Wie sollen denn da alle hineinpassen?“ Und er fühlt sich in dem bestätigt, was er schon immer gewusst hatte: dass es keinen Himmel geben kann, weil ein Himmel unlogisch ist. Also geht er weiter und verliert sich im Dunkel der Nacht.

Auch die Frau bleibt zögernd vor dem Haus stehen. So hat sie sich das nicht vorgestellt. Die offene Tür verwirrt sie. Kann denn hier einfach jeder rein? Und wieso muss man selbst eintreten, gibt es niemanden, der einen hineinbittet? Wo ist Gott? Die Frau hat gelernt, dass er sie empfangen würde. Dass es ein Himmelstor gäbe und Engel. Und nun ist alles ganz anders. Die Frau ist sehr enttäuscht, so enttäuscht, dass sie sich weigert hineinzugehen: „So nicht“, sagt sie, geht weiter und verliert sich im Dunkel der Nacht.

Das Kind hat viel Zeit gehabt, sich den Himmel auszumalen. Es war lange sehr krank gewesen. Wenn es im Bett lag, stellte es sich Einhörner vor, die unter Bananenpalmen grasten. Manchmal ritt es auf einem Adler. Engel

begegneten ihm, die ebenfalls fliegen konnten und auch singen. Großmutter war dort und Stups, sein allererster Hund. Im Himmel gab es genug zu essen, auch die Sachen, die es jetzt nicht mehr essen konnte, weil sein Hals beim Schlucken wehtat und rot und entzündet war. Manchmal träumte das Kind davon, wie es eine riesige Brezel aß. Dann wieder schwamm es im Meer, ohne müde zu werden. Jeden Tag träumte das Kind einen anderen Traum und alle waren schön.

Deshalb ist es nicht erstaunt, vor einem Haus zu stehen. Wer auf Adlers Flügeln reitet, betritt auch ein Haus, dessen Fenster leuchten. Neugierig geht es hinein, du siehst ihm hinterher, bis es verschwindet, aufgenommen vom Licht.

Um zu glauben braucht man also als allererstes Phantasie. Schon wieder. Sie ahnen es: Auch hier brauchen Sie den Möglichkeitssinn. Sie können Gott nicht beweisen, es ist genauso möglich dass es ihn gibt wie, dass es ihn nicht gibt. Wenn Sie glauben wollen, müssen Sie sich eben vorstellen, dass es wahr sein könnte. Dass es möglich wäre.

Es gibt eine kleine chassidische Geschichte:

"Eines Tages kam ein gelehrter Mann, der von einem frommen Rabbi gehört hatte, und wollte mit ihm über die Existenz Gottes diskutieren. Er war zwar Kind gläubiger Juden, konnte aber seit geraumer Zeit mit dem Gott seiner Eltern nichts mehr anfangen.

Als er nun in die Stube des Rabbiners trat, ging dieser gerade - tief in Gedanken versunken - mit einem Buch in der Hand auf und ab. Er schien den Ankömmling nicht einmal gesehen zu haben. Aber auf einmal blieb er stehen, warf einen flüchtigen Blick auf den Professor, der da zu ihm gekommen war, und murmelte vor sich hin: "Vielleicht ist es aber doch wahr!" Den gelehrten Mann durchfuhr es. Als er nun in das Gesicht dieses Frommen sah, schlotterten ihm die Knie. "Mein Sohn", sagte der Rabbi nun, sich dem Gast voll zuwendend, "die Theologen haben dir Gott und sein Reich nicht auf den Tisch legen können, und ich kann es auch nicht. Aber bedenke: Vielleicht ist es wahr!" Diesem "Vielleicht" konnte der Gelehrte nichts entgegenhalten."

In diesem Vielleicht liegt alles, weil in diesem Vielleicht alles möglich ist. Gott lässt sich nur durch Erfahrungen belegen. Und wenn sie sich an Mathe erinnern, wissen Sie: Ein Beleg ist kein Beweis. Wir können also nur von unseren Erfahrungen reden. Damit stehen wir in guter Tradition, die ganze Bibel ist ja nichts anderes als ein Erfahrungsbericht. Menschen erzählen, wie sie Gott erlebt haben. Wir können weitererzählen:

Als ich einmal Gott traf, war ich gerade unterwegs. Ich ging über einen staubigen Weg, seit Stunden schon, und war allein. Es gab kein Haus, es gab keinen Baum, es gab nur weite, karge Flächen aus struppigem Gras, kratzig und verdorrt. Zu der Tatsache äußeren Alleinseins stellte sich mehr und mehr das Gefühl innerer Einsamkeit ein, bis ich schließlich sicher war, ich sei ganz und gar allein in dieser Welt. Immer tiefer eingesonnen in diesen Gedanken, trottete ich dahin, als sich plötzlich, ein paar Schritte von meinen Fü. en entfernt, aus dem Nichts eine Windhose bildete. Sie war winzig, knietief vielleicht und ging eine Weile vor mir her, ich dachte an Geschichten von Verlorenen in der Wüste und an den Satz: Des Tags schicke ich eine Wolkensäule und eine Feuersäule des Nachts, und ich fragte: Wie kann das sein? Ich folgte der Windhose, und gleichzeitig wollte ich ihr nicht zu nah kommen, als könne ich sie dadurch vertreiben. Ich staunte, zweifelte und war begeistert - alles zugleich; und was immer es war und wo immer sie herkam, ob sie geschickt war oder ein meteorologisches Phänomen, eins hatte sie sicher geschafft: Ich war hellwach.

Murmelgruppen:

Und jetzt Sie: Erzählen Sie einander, wie das war, als Sie einmal Gott trafen. Das braucht nichts weltbewegendes sein. Es muss sich nicht um ein Wunder oberster Güte handeln. Erzählen Sie, wo Sie das Gefühl hatten, hier brennt ein Dornbusch. Subjektiv. So, wie Sie wollen.

4.

Zum Schluss möchte Ihnen eine Geschichte lesen.

- Tu so als ob – (aus: Niemeyer, Soviel du brauchst, Herder)